

IST DER SALZBURGER DOM VOLLENDET?

Die „Domfestwoche“ vom 30. April bis 7. Mai l. J. war der festliche Abschluß des Wiederaufbaues und der Gesamtrenovierung des einzigartig schönen und majestätischen Domes zu Salzburg. In vierzehn Jahren — 1614 bis 1628 — haben ihn die Erzbischöfe Markus Sittikus und Paris Lodron erbaut; die Ausstattung brauchte noch Jahrzehnte und wurde erst um 1700 abgeschlossen. In vierzehn Jahren — 1945 bis 1959 — wurden unter Erzbischof Andreas II. die Bombenschäden von 1944 behoben, das Gesamtinnere sehr glücklich renoviert und einiges Neues eingebaut; dazu gehören: die drei Bronzetore, der Taufsteinabschluß, die Kanzel, das Chorgestühl, die Beleuchtungsanlage und die Krypta. Ohne Zweifel hat der an sich schon herrliche Dom durch diese Neueinrichtungen liturgisch und künstlerisch noch sehr gewonnen: die alten Eichentore waren schlichte Holztüren, sicher aber keine Domtore; auch hatten sie keinerlei religiös-liturgische Aussage; der Taufsteinabschluß war ein mißglückter Guß aus neuer Zeit und stand in Widerspruch mit dem alten romanischen Becken; die Kanzel war eine geistlose Holzkonstruktion mit einem unförmigen Schalldachturn; das Chorgestühl hatte keinerlei künstlerischen Wert und die Begräbnisstätte des Erzbischofs Paris Lodron, der den Dom hauptsächlich gebaut hat, unter der Kuppel war unzugänglich.

Heute künden die drei Bronzetore jedem Besucher die drei göttlichen Tugenden, die Fundamente des Christsein; der neue, flache Helm des Taufbeckens mit seinen ehernen Wellen ringsum liegt wie eine wundersame Krone auf dem alten Becken, die königliche Würde der Kinder Gottes anzudeuten, die diesen durch die Taufe zuteil wird; die Kanzel ist eine feine Illustration des Gleichnisses vom Sämann und dem Samen — eine Predigt für Prediger und Hörer zugleich; das Chorgestühl im Presbyterium wirkt überaus vornehm und die beiden Reliefbänder an den Außenseiten der Bänke gegen die Mitte des Presbyteriums rufen Himmel und Erde, Berge und Täler, die Tiere im Wasser, auf dem Lande und in der Luft, die neun Chöre der Engel, die Menschheit vor und nach Christus zum Lobpreis des Allerhöchsten mit dem Volk Gottes im Alten und Neuen Bund auf und führen zu den Höhen der Anbetung Gottes im Benedicite der drei Jünglinge im Feuerofen und im Magnificat der Mutter unseres Herrn, um die sich alles zu gruppieren scheint und die alles Beten der vernunftlosen und vernunftbegabten Geschöpfe zu einem echten Wohlgefallen Gottes macht. In der Krypta fühlt man den geistigen Pulsschlag der großen Bischöfe Salzburgs aus vergangenen Jahrhunderten: ihre Glaubenskraft, die das Gebiet des heutigen Österreich und noch weitere Gebiete missioniert hat, ihre Treue zur Kirche Gottes, für die sie Acht und Bann erlitten haben, ihren Einsatz für Wahrheit und Recht, als die Häresie unsere Heimat überflutete, ihre Ehrfurcht vor der Überlieferung, gerade dann, wenn sie ihre Dome gebaut haben und die sich immer wieder durchsetzte, wenn einmal einer — Wolf Dietrich — davon abweichen wollte. Davon spricht

das Marmormosaik im Rundraum der Krypta eine sehr eindringliche Sprache. Darauf soll hier näher eingegangen werden.

Wohl alle Besucher der neuen Krypta bleiben im ersten Raum, in den die Marmortreppe mündet, stehen und schauen auf die drei Grundrisse nieder, die sie am Boden in dreifacher Farbe sehen: in Schwarz den Dom des heiligen Virgilius, geweiht 774, in Braun das fünfschiffige romanische Münster Konrads III., geweiht 1181, und in Weiß den jetzigen Dom, geweiht 1628. Nicht der Vergleich der drei hauptsächlichsten Dombauten Salzburgs ist der Zweck dieser ineinanderreichenden Grundrisse, doch fürchte ich — und aus vielfacher Beobachtung mit Recht, daß gerade hier wie auch oben im Dom selbst zuviel Kunst und Geschichte und zu wenig Sinn und Zweck des kirchlichen Raumes und der liturgischen Einrichtung gesehen und erklärt wird. Das Marmormosaik erweist folgende Tatsache als Resultat der Ausgrabungen: als das romanische Münster an Stelle des abbruchreifen virgilianischen Domes geplant wurde, ging man trotz der gewollten Größe — das damals neue Münster sollte wenigstens zweimal so lang werden als der Virgildom und bedeutend breiter — vom Altar aus. Der Altar war heilige Stelle und Stätte, die man nicht verrücken wollte. Welch eine Ehrfurcht vor der Tradition! Der Altar stand im Virgildom nicht an der Wand der Apsis des Presbyteriums, sondern am Eingang zum Presbyterium, er war also dem Volke nähergerückt, als es heute in fast allen Kirchen der Fall ist. Diese Stellung behielt der Hauptaltar auch im romanischen Münster bei, das ein sehr langes Presbyterium besaß. Angewendet auf den heutigen Dom müßte der Hochaltar — allerdings als Tischaltar ohne Aufbau, höchstens mit einer ziborenartigen Überdeckung — nicht vorne im Presbyterium, also nicht an der Peripherie des Domes, sondern am Eingang zum Presbyterium stehen, etwa dort, wo sich die Chorschränken (Kommuniongitter) öffnen. Jene Jahrhunderte, denen der Virgiliusdom gedient hat, und das Jahrhundert, in dem der romanische Dom gebaut wurde, kannten keinen Hochaltar am Rande des Gotteshauses an der Abschlußwand, sondern im Zentrum. Die Entwicklung zur jetzigen Placierung der Altäre setzte später ein und erwies sich für die Teilnahme des Volkes an der Meßfeier nicht am günstigsten. Hören wir einen der besten Kenner der Entwicklung des Kirchenbaues und der Liturgie:

Pius Parsch gibt in „Neue Kirchenkunst im Geist der Liturgie“ folgenden kurzen Überblick über die Entwicklung des katholischen Gotteshauses: „Als Kaiser Konstantin im Jahre 313 der Kirche die Freiheit gab, entstand die althristliche Basilika, deren Grundform noch jahrhunderte-lang die Anlage des Kirchenraumes bestimmte. Es war ein rechteckiger Bau, durch Säulen in drei oder mehr Schiffe gegliedert, ein richtiges Gemeindehaus. Gegen Osten schloß sich der Altarraum an, *in dessen Mitte der Altar als Tisch stand*. Als im 4. Jahrhundert die Märtyrerverehrung aufblühte, baute man den schon steinernen Altar auf das Grab des Märtyrers, dessen Vorkammer Confessio genannt wurde. Der Altar hatte keinen Aufbau wie heute, wohl aber eine Bedachung, Ziborium genannt, und der Priester stand mit dem Gesicht zum Volke gewendet; um den Altar und hinter ihm war der Raum der Priester. Die schmale Ostwand hatte eine Ausbuchtung, Apsis genannt; dort standen der Thron des Bischofs, die Steinbänke für den Klerus. *Der Altar war Mittelpunkt; zu ihm drängte alles*. Vor dem Altar zum Schiffe hin war zwischen Kanzellen

der Raum für die Sänger und die Ambonen, die Lese- und Predigtpulte ... Mit dem aufsteigenden Mittelalter ließ allmählich die aktive Teilnahme des Volkes an der Meßfeier nach; aber auch der Meßopferkult wurde aus seinem Mittelpunkt verdrängt ... Die romanische Basilika zehrte noch von der alten Tradition, doch schob sich schon zwischen Altar und Schiff der Priesterchor ein, dadurch büßte die Aktivität und Teilnahme des Volkes ein ... Die Gotik schuf wohl einen mystischen Gebetsraum, in dem die Einzelseele mit Gott verkehren kann, aber keine Meßopferkirche der Gemeinschaft. Der Lettner ist der charakteristische Ausdruck für den unliturgischen Geist dieser Zeit. Gerade in dieser Zeit wurde auch der Altar an die Ostwand gerückt; der Priester kehrte dem Volke den Rücken, da die Altäre einen Aufsatz, eine Bilderwand erhielten. Die Zahl der Altäre mehrte sich, die Privat- und Bruderschaftsmessen nahmen zu. Der Hochaltar verlor seine überragende Würde ... Der Wald von Bogen, Pfeilern und Säulen, das mystische Dunkel brachte wohl herrliche Gebetsräume hervor, aber keine Gemeinschaftsräume. Nun brach in der Renaissance ein neues Zeitalter an. Wohl lichtet sich das Dunkel der gotischen Kirchen, doch zog ein weltlicher, fast heidnischer Geist in die Kirchen ein, da die Kunst trunken war von der klassischen Antike. Man schuf wieder weite Gemeinschaftsräume, aber von Liturgie verstand man wenig. Das sieht man am Altar, der sich ganz ins Peripherische ausweitete ... Die Bilderwand wuchs bis an die Decke der Kirche, der Altar selbst wurde erdrückt ... Aussetzungskirchen, aber keine Meßopferkirchen. Das 19. Jahrhundert schuf im Kirchenbau nichts Neues ... Die Kirche wurde ein religiöses Museum, in dem schlecht und recht Bild, Statue, Altar und Ornament wahllos angehäuft wurden ... — Heute fragt der geistliche Bauherr nicht, soll ich eine barocke oder gotische Kirche bauen lassen, sondern, wie soll die Kirche aussehen, daß sie ihren Zweck als Meßopferkirche der Gemeinde erfüllt. Heute beginnt der Architekt nicht mit der Fassade der Kirche, auch nicht mit den Türmen und der äußeren Gestalt, und setzt dann irgendwo den Altar hin, sondern er beginnt mit der Aufstellung des Altares, gestaltet von diesem aus den Kirchenraum, besorgt für diesen die Lichtverhältnisse und dann erst denkt er an die Außengestaltung.“

Von selbst ergibt sich nun die Frage: Ist der Salzburger Dom, der in ganz einzigartiger Weise durch das große und breite Querschiff einen idealen Platz unter der Kuppel oder am Eingang zum Presbyterium für einen Zentralaltar bietet, tatsächlich vollendet? Die Frage, ob der Dom einen Kuppel- oder Zentralaltar erhalten sollte, tauchte während des Wiederaufbaues von selbst auf und war oft Gegenstand eingehender Beratung. Wie ernst man sich mit diesem gewiß nicht leichten Problem befaßt hat, beweist die Tatsache, daß der Dombau-Ausschuß ein Modell vom Kuppelraum und Presbyterium im Maßstab 1:10 konstruieren ließ und in dieses Modell hinein einen schlichten Tischaltar auf einem Podium in der Höhe des jetzigen Fußbodens des Presbyteriums stellte, um prüfen zu können, ob eine Altarmensa auf einem möglichst schmalen stipes zuviel Sicht wegnimmt oder nicht. Sogar menschliche Figuren im besagten Verhältnis wurden hineingestellt, um eine gute Vorstellung zu erhalten, wie sich die Liturgie auf dem gedachten Podium bieten wird. Der Altar war so gedacht, daß man zum Volk gewendet oder gegen den jetzigen Hochaltar zelebrieren hätte können. Die erstgenannte Form fordert für ein Pontifikalamt verschiedene Änderungen, z. B. die Placierung des bischöf-

lichen Thrones. Da verschiedene Kirchen, selbst Dome, in letzter Zeit Zentralaltäre erhalten haben und erhalten werden, wurde ein solcher Ritus in anderen Ländern bereits erarbeitet.

Die Frage, ob ein Kuppelaltar gebaut werden soll oder nicht, fand im Dombau-Ausschuß und in anderen Körperschaften Vertreter und Gegner. Die Aussichten für einen Kuppelaltar waren sogar einmal günstig, zumal die Denkmalpflege hierin keine negative Stellung eingenommen hat, was ihr vom Standpunkt der Liturgie sehr hoch anzurechnen ist. — Das Gewicht *unserer* Tradition, nicht jener der Zeit des heiligen Virgilius und Konrads III., der seinen großen romanischen Dom um den Altar des Virgildomes am Eingang zum Presbyterium gebaut hat, war überstark und vermochte den liturgischen Bestrebungen unserer Zeit noch nicht zu entsprechen. Die Sehnsucht nach einem Zentralaltar bleibt und wird nicht mehr erlöschen. In einem so günstigen Raum, wie es der Salzburger Dom ist, gehört der Altar nicht an die Wand, sondern ins Zentrum. Man stelle sich nur einmal folgendes Bild vor: der Hochaltar stünde unter der Kuppel; um ihn herum im Hauptschiff und in den Armen des Querschiffes das gläubige Volk ganz in der Nähe des Altares; im Presbyterium der Klerus, die Scholen und die Bedienstung; am Altar der Pontifex und Christus der Herr selbst. Wie ganz anders könnte der Gottesdienst von allen miterlebt werden als jetzt, wo zwischen Hochaltar und Hauptschiff das Querschiff Zelebrant und Volk — von ganz großen Anlässen, wie etwa während der Domfestwoche und einigen großen Festtagen des Jahres, abgesehen — weit voneinander scheidet und schon räumlich keine Gemeinschaft entstehen läßt. Der Kuppelaltar ist eine natürliche Voraussetzung, um Priester und Volk zu einer *ecclesia*, einer Gemeinschaft um Christus, zu gestalten, zunächst einmal räumlich. Die richtige Mitfeier der Liturgie kann und will die äußere Gemeinschaft zu einer inneren, geistigen, in Christus umwandeln und die Einseitigkeit des noch modernen, gemeinschaftslosen, subjektivistischen, rein persönlichen, kirchenlosen Christseins allmählich überwinden. Die Entwicklung wird diesen Weg gehen und dadurch vielleicht ihren besten Beitrag zur Vollendung des Domes und zum geistigen Dom leisten.

Salzburg

Prälat Dr. Franz Simmerstätter